

Die Zeitungs Welt

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung)

3ehn Minuten von Erlengrund entfernt, in einem völlig geschützten Talkessel, hatten sich die Nachkommen des Erbauers der ersten Eisenhütte einen prächtigen Herrensitz errichtet. Der ganze Talgrund war in einen großen, vom Zhrlabach durchflossenen, parkähnlichen Garten umgewandelt worden. Die ersten, sanft ansteigenden Talwände hinauf zogen sich grüne Matten, während die steilen Hänge, bis zu gewaltiger Höhe, mit dunklen Tannenwäldern bedeckt waren. Am Fuße des Berges, der nach Norden hin das Tal wie mit einem Querriegel abschloß, stand, mit der breiten Front nach Süden, das zweistöckige Herrenhaus. An seine beiden Flügel schlossen sich Wirtschaftsgebäude, Stallungen und Gewächshäuser. Hinter diesen erhoben sich, in einer Ecke des Parkes zusammengedrängt, eine Gruppe Blockhäuser für die Gärtner, Kutscher und sonstige Dienerschaft. Von der letzteren war der Seff schon oft in Anspruch genommen worden. Das Herrenhaus hatte er noch nie betreten.

Der Chef der Firma Ernst Gustav Hartmann und Söhne, der „alte Herr“, wie das jeweilige Oberhaupt der Familie Hartmann von den Erlengrundern kurzweg genannt wurde, war seit geraumer Zeit krank.

An der Hochzeit des jungen Herrn vor einem Vierteljahre hatte er noch teilgenommen, seitdem hatte ihn aber niemand mehr zu Gesicht bekommen. Merzte hatte man schon von weither zu Rate gezogen, auch Pflegepersonal von auswärts kommen lassen. Dem letzteren, das im Herrenhause selbst Wohnung angewiesen bekommen hatte, mußte aber Schweigegebot auferlegt worden sein, denn die Erlengrunder hatten bisher über die Krankheit näheres nicht erfahren können.

Desto neugieriger waren sie nun vom Seff etwas über die Vorgänge im Herrenhaus zu hören. Der Winkel war heute stark besucht und bald von Wolken blauen Tabaksdampfes angefüllt.

Doch der sonst allezeit muntere Seff war ungewöhnlich ernst, und er ließ die Neugierigen lange zappeln, ehe er anhub: „Also Ihr Männer, wenn Ihr hübsch verschwiegen sein und Euren Weibern nicht alles aufs Nasenspiegel binden wollt, dann will ich Euch sagen, daß es um den alten Herrn schlecht steht, sehr schlecht. Ich hab' gedacht, daß er vorn in den sonnigen Zimmern liegen wird, aber sie haben ihn ganz zu hinterst, im alten Flügel untergebracht. Hab'

auch bald gemerkt, warum das geschehen ist. Hätten es sonst vorn im Hause vor Gestank nicht aushalten können.“

Die Erlengrunder stießen sich gegenseitig leise mit dem Ellbogen an. Das mußte ja eine eigentümliche Krankheit sein, wenn sie sich dermaßen durch den Geruch bemerkbar machte. Daher wohl auch die Geheimtuererei. Gespannt erwarteten sie die weiteren Mitteilungen des Seff.

„Wie ich nun in das Krankenzimmer kam.“ erzählte der Seff nach einer Weile weiter, „hat der alte Herr einen Schnalzer getan und gesagt: „Seff, ich habe gehört, daß Du schon vielen geholfen hast. Wenn Du mir auch hilfst, soll es Dein Schaden nicht sein. Tausend harte Taler bekommst Du auf einem Brette ausgezahlt und ein schönes Häus'l lasse ich Dir noch dazu bauen, damit Du Dich auf Deine alten Tage zur Ruhe setzen kannst.“

Jetzt traten bei den Erlengrundern die Fäße als Geheimtelegraph in Funktion. Tausend Taler! Da mußte dem alten Herrn das Wasser bis an den Hals stehen. Wenn nur der Seff etwas schlinker mit seinem Bericht hätte sein wollen. Doch der nahm sich Zeit und sprach erst nach geraumer Zeit weiter: „Herr Hartmann, habe ich gesagt, wenn ich helfen kann, dann helfe ich so. Mit Geld ist bei meiner Kunst nichts zu machen. Und ob ich die anwenden kann, das wird von Ihrer Krankheit abhängen. Müßt halt erst einmal sehen, wo es fehlt.“

„Da hat der alte Herr der Begleitung einen Wink gegeben, daß sie hinausging und mich allein mit ihm ließ. Nun hat er aufgedeckt. Männer, was hab ich da gesehen! Das eine Bein ist schon zur Hälfte weggefressen und das andere angesteckt. Und ein Gestank! Dre!“

„Herr Hartmann,“ habe ich gesagt, „angetan ist die Krankheit und Heren sind es auch gewesen, aber solche, die sehr jähnel und keck aussehen und viel Geld kosten. Mir dünkt, wenn Sie nicht immer vierspännig zur Leipziger Messe gefahren wären, dann lägen Sie jetzt nicht krank hier.“

Nun nickten die Erlengrunder unisono mit den Köpfen. Ja, die Leipziger Fahrten! Ueber die hatten sie sich immer ihre eigenen Gedanken gemacht. Zwischen berichtete der Seff weiter:

„Freilich Seff,“ hat der alte Herr erwidert, „freilich, aber das ist doch jetzt nicht mehr zu ändern. Ich wollt eben schnell wieder hergestellt sein, und da haben mir die verdammten Dokters

die Sache in den Körper getrieben. Weißt denn nun gar keine Hilfe?“

„Da hat mir der alte Herr doch leid getan und ich habe geantwortet: „Will mir halt die Sache einmal recht sehr überlegen und sehen was sich tun läßt.“ Dann hab ich gemacht, daß ich fortgegangen bin. Da ist in alle Wege keine Hilfe mehr möglich. Der muß bei lebendigem Leibe verkaufen.“

Einen Augenblick herrschte Stille nachdem der Seff geendet hatte. Dann rief eine Stimme aus dem dunkelsten Teil des Winkels: „Ruh! Erzähl die Geschichte noch einmal Seff! Bei lebendigem Leibe muß er verkaufen! Ruh!“

Der Seff fuhr herzu: „Schämst Dich denn nicht, Kocher? Bist selbst ein Strümpel und wenn Du erfährst, daß es einem anderen Menschen schlecht geht, dann juchzt Du auf, wie wenn das eine große Freudenbotschaft wäre.“

Jetzt richtete sich im Winkel eine Gestalt auf, zwei Stricken streckten sich dem Seff entgegen und zornig klang die Antwort Kochers: „Und warum bin ich Strümpel? Ge? Ich bin nicht älter als Du. Warum muß ich mich mit den Dingen da schleppen, während Du noch über Berg und Tal rennst? Um die Wette würde ich noch mit Dir laufen, wenn ich nicht mit Gewalt zum Strümpel gemacht worden wäre.“

Die Stricken wieder fortlegend und sich zu recht lebend fuhr der Kocher nach einer kleinen Pause fort: „Hör mal Seff! Du hast uns hier schon manche Geschichte erzählt, von den Anfechtungen, die Du alle durchgemacht hast, und in wie vielerlei Gestalt Dir der Teufel schon erschienen und auf dem Buckel herumgesprungen ist. Ich habe dazu kein Wort gesagt. Jetzt will ich Dir dafür eine einzige kleine Geschichte erzählen, von einer Anfechtung, die mir passiert ist, und von einem Teufel, der auf meinem Buckel herum gearbeitet hat. Nicht auf den Kreuzwegen vom Meinsieig, und nicht in der Mitternachtsstunde, sondern am helllichten Tage, in einem Zimmer mit feinen Sesseln und Teppichen; Bildern, Girschgeweihen und Flinten an den Wänden.“

Als der ganz alte Herr starb, hatte er im Testament bestimmt, daß der Ernst, was unser jetziger alter Herr ist, das ganze Güttnerwerk mit allen Liegenschaften allein erben sollte. Nur vom baren Vermögen sollte die Elisa, die den liederlichen Baron geheiratet hatte, die Hälfte bekommen. Da haben sie nun angefangen zu zählen. Aber das haben sie bald satt bekommen und haben schließlich die Taler mit Scheffeln

gemessen, so viel Vermögen war von dem Alten und seinen Vorfahren in den eisernen Kästen in dem großen Gewölbe unter dem Herrenhause angehäuft worden."

"Die, das muß ja ein mächtiger Stoß Geld gewesen sein," fiel der Seff ein. "Da hätte ich mit teilen mögen."

"Glaube es schon, wir Erlengrunder auch," fuhr der Bocher fort. "Wir wären schon mit den Profanen zufrieden gewesen, die bei solchen Gelegenheiten von der Reichen Tische fallen. Denn uns Arbeitern war es mit jedem Jahre schlechter gegangen. Ich war damals ein junger, forscher Kerl und habe oft mit den Werkarbeitern diskutiert, daß man sich doch ein bißchen zur Wehre setzen müsse, und nicht alles über sich ergehen lassen dürfe. Mit den Hammer-schmieden, da war nichts anzufangen. Das waren ganz Verstopfte und sind es heute noch. Aber die Leute in den Walzwerken, an den Hochöfen und vor den Buddel- und Knuppelöfen, die haben mir recht gegeben, und die haben auch alle einig und fest zusammengestanden. Trotzdem haben wir uns, so lange der Alte lebte, nicht herausgetraut. Denn das war ein noch härterer Mann, als die Hartmanns im allgemeinen schon gewesen waren: Aufbrausend und unbarmherzig. Von den Kutschern und Dienern liefen immer welche mit verbundenen Gesichtern herum, weil ihnen der Alte den ersten besten Gegenstand, der ihm zur Hand war, an den Kopf geworfen hatte. Oft nur weil ihm die Miene des Betreffenden nicht gefiel."

Die älteren der anwesenden Erlengrunder nickten zustimmend mit dem Kopfe. "Es ist auch nicht bei den Deuten geblieben," sagte einer. "Ich erinnere mich noch recht gut, daß er einem Stallmann, der ihm den Steigbügel nicht richtig hielt, mit der Reitpeitsche ein Auge aus dem Kopfe geschlagen hat."

"Als der Alte aber tot war," erzählte der Bocher weiter, "und wir von dem ungeheuren Vermögen hörten, das er hinterlassen hatte, da drangen die ganzen Arbeiter in mich und sagten: 'Frieder, jetzt mußt Du doch einmal zu dem jungen Herrn gehen und ihm aneinandersehen, in welchen elenden Verhältnissen wir leben und wie not uns diese und jene Verbesserung täte.'"

"Na, Bocher, da wirst Du Dich gewiß nicht gestraunt, sondern Deinen Mann gestanden haben," warf der Seff ein.

"Selbstverständlich," antwortete der Bocher. "Ich habe den Auftrag ohne Zaudern übernommen. Der Ernst war längere Zeit auf der Bergschule gewesen, und nach seiner Rückkehr mußten ihm jeden Morgen Schlackenproben von der vergangenen Nacht gebracht werden. Er wollte daraus ersehen, ob die Deuten richtig bedient worden waren. Wir waren aber rasch dahinter gekommen, daß diese Probiererei nur Hofuspokus war. Denn in Wirklichkeit wußte der Ernst von allem, was bei der Bedienung zu beachten war, gar nichts, und was er auf Grund des Schlackenbefundes behauptete, das stimmte nie."

"Um einen passenden Vorwand zu haben, trug ich nun eines Morgens die Schlacken nach dem Herrenhause. Der Ernst saß gerade bei dem Kaffee. Nachdem ich ihm die Schlacken übergeben hatte, sagte ich: 'Herr Hartmann, ich tät recht schön bitten, daß Sie mir mal auf ein paar Minuten Gehör schenken möchten. Ich soll Ihnen einige Bitten der Werkarbeiter vorlegen.'"

"Rede!" jagte er kurz und barsch.

Ich hatte mir schon vorher die ganze Sache in meinem Kopfe zurecht gelegt und fing nun an: "Herr Hartmann," sagte ich, "bei der Hitze, die wir vor den Deuten aushalten müssen, war eigentlich schon die alte zwölfstündige Schicht zu lang. Aber zu der sind noch zwei Stunden und schließlich wieder zwei Stunden gekommen. Was erst nur eine Ausnahme sein sollte, ist jetzt feste Regel geworden. Das hält aber auf die Dauer niemand aus. Dabei müssen wir

zu Grunde gehen. Wir möchten also bitten, daß nach und nach wieder die zwölfstündige Schicht eingeführt wird."

"Dann möchten wir auch gern wissen, was wir eigentlich verdienen. Wie die Sache jetzt ist, bekommen wir unser Lohnbüchel nur einmal im Jahre, nach dem Jahresabschluß, zu Gesicht. Ich habe im vorigen Jahre nicht eine Schicht versäumt, habe auch nur zwei Kinder, und was habe ich am Jahresabschluß herausbekommen? Einen Taler und sechzehn gute Groschen. Wer mehr Kinder hat, dem bleibt gar nichts übrig. Die meisten sind, wenn das Jahr herum ist, dem Magazin noch schuldig. Das kann doch bei der vielen Arbeit, die wir verrichten, nicht mit rechten Dingen zugehen! Uns gefällt die Einrichtung, daß wir statt Geld Waren bekommen und alles aus Ihrem Magazin entnehmen müssen, nicht mehr. Uns wäre viel daran gelegen, wenn alle vierzehn Tage oder vier Wochen mal zusammengerechnet würde, und wir unser Verdientes dann in barem Gelde bekämen, und einkaufen könnten wo es uns gefällt und wir die Waren am besten und billigsten bekommen."

Der Bocher machte eine Pause, und der Seff, der mit Interesse zugehört hatte, meinte: "Das war aber doch alles nur recht und billig, um was Du den Herrn gebeten hast."

"Ja, so schien es uns Arbeitern auch," antwortete der Bocher. "Und da wir noch mehr Wünsche hatten, sagte ich weiter zum Ernst: 'So etwas wie eine Krankenkasse müßte doch auch wieder eingerichtet werden. Wie die Alten erzählen, hat früher schon eine Bruderkasse bestanden, in welche die Werkleute und Vergknappen stenkerten, und aus der in Krankheitsfällen Unterstützung gezahlt wurde. Aber die Sache ist eingeschlafen, und es weiß auch niemand wo das Geld, das in der Bruderkasse noch war, geblieben ist. Wenn heute ein Arbeiter krank wird oder Malheur hat, dann ist das Elend in der betreffenden Familie immer sehr groß. Deshalb sind die Arbeiter sehr dafür, daß die alte Bruderkasse wieder hergestellt wird.'"

"Hast Du denn nicht wenigstens damit Zustimmung bei dem Herrn gefunden?" fragte der Seff dazwischen.

"Warte nur noch ein klein wenig bis ich fertig bin, dann wirst Du gleich hören, wie die Zustimmung beschaffen war," entgegnete der Bocher. "Da ich einmal im Zuge war, brachte ich auch gleich noch unser Logiselend mit zur Sprache: 'So wie wir jetzt zusammenwohnen müssen, Herr Hartmann,' sagte ich, 'das ist, darüber sind sich die Arbeiter alle einig, eine traurige Sache. Daß zwei Familien in einer Stube zusammenwohnen, das ist schon immer so gewesen, und das geht auch. Aber jetzt stecken in den meisten Stuben drei, und in vielen auch vier Familien. Was sollte denn da werden, wenn wieder mal eine große Krankheit, wie die schwarzen Blattern oder dergleichen, käme! Es ist ja jetzt schon schrecklich, wenn in einem Räume, in dem so viele Menschen haufen, ein Schwerfranker liegt, oder eine Frau ihr Wochenbett abhalten muß. Wenn Sie von dem reichen Segen, den Ihnen Ihr seliger Herr Vater hinterlassen hat, einen ganz kleinen Teil zu dem Bau von einigen neuen Häusern verwenden wollten, damit es in den ganz überfüllten Stuben etwas Luft gibt, so würden Sie damit ein recht gutes Werk tun, Herr Hartmann.'"

"Der Ernst hatte, währenddem ich redete, mit seinem kleinen Hammer an den Schlacken herumgeklopft. Nur hin und wieder hatte er mir einen giftigen Blick zugeworfen und sein Kopf war immer röter geworden. Ich habe mich aber nicht irremachen lassen und nicht eher aufgehört, bis ich alles vom Herzen herunter hatte."

"Als ich schwieg, klopfte er noch eine ganze Weile weiter. Endlich fragte er: 'Bist Du nun fertig?'"

"Ja, Herr Hartmann," erwiderte ich. "Da hat er Hammer und Schlacken fortgeworfen, ist aufgesprungen und hat geschrien: 'Du willst mir Vorschriften machen, wie die Sachen auf meinem Werk eingerichtet sein sollen, Du Lump, Du elendiger! Denkst wohl, ich weiß nicht, daß Du schon seit Jahren unter unseren Arbeitern herumgehst hast! Aber ich will Dir zeigen, wer Herr in Erlengrund ist!' Damit packte er seinen schweren Jagdstock und schlug auf mich ein. Zugleich sprangen auch die beiden großen Hunde unter dem Tische hervor und auf mich los. Da war an Gegenwehr nicht zu denken. So schnell ich nur konnte, retirierte ich aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Der Ernst immer hinter mir drein, mit seinem Stock auf meinem Rücken dreschend. Das Wollen der Hunde und das Toben des Ernst, der in einem fort brüllte: 'Die Hecker will ich Mores lehren!' brachte die ganze Dienerschaft auf die Beine. Von allen Seiten kamen die Leute herzugestürzt und versperrten mir den Weg, so daß ich nicht vorwärts konnte. Erst als ich mich bis in den Garten durchgedrängt hatte, und dort ordentlich losrennen konnte, blieb der Ernst zurück. Nur die Hunde verfolgten mich noch ein Stück, bis sie in die Beine und zerflehten mir die Kleidung."

"Sakra, sakra," sagte der Seff, sich mit der rechten Hand die langen Strähnen seines Haars aus der Stirne zurückstreichend. "War so böse ist der Teufel freilich noch nicht mit mir umgesprungen. Und was sagten denn nun die übrigen Arbeiter zu dieser Antwort des Herrn?"

"Die haben alle sehr gespannt auf meine Rückkehr gewartet," antwortete der Bocher.

"Sowie ich nur zum Torweg hinein war, kamen sie von allen Seiten gelaufen und fragten was ich ausgerichtet hätte. Ich sagte kein Wort, zog nur meine Sachen aus, und zeigte ihnen meinen zerbläuten Buckel. Da wußten sie genug. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem, was geschehen war. Schneller als ich die Sache hier erzählen kann, kam das Wort zum Stehen und die Arbeiter drängten alle zum Tore hinaus auf den großen Platz vor dem Werk. Es gab eine riesige Aufregung. Die seit Jahren aufgespeicherte Erbitterung kam zum Ausbruch. Ehe wir aber soweit waren, um uns über das, was nun weiter geschehen sollte, zu verständigen, kam der Ernst auch schon auf seinem Mappen angesprengt."

"Wieso hat denn der gleich gewußt, was im Gange war?" fragte ein junger Werkarbeiter der mit großer Aufmerksamkeit der Erzählung des Bochers gefolgt war.

"Der Reizig, der sich bis zum Walzmeiße hinaufgeschmarokt hatte, war sofort nach dem Herrenhause gerannt und hatte dort berichtet, daß die Arbeiter feierten und sich vor dem Werk versammelten. Wie ein Verrückter schrie der Ernst vom Pferde herunter auf die Arbeiter ein: 'Wenn nicht alle sofort ins Werk zurückkehren und weiterarbeiten, dann würde er das Magazin sperren und nicht wieder öffnen lassen, wenn auch Alt und Jung verhungere; Soldaten würden er kommen lassen, jeder, der seine Arbeit verläßt, werde mit Ketten geschlossen und ins Zuchthaus gesteckt. Da singen die Weiber, die von allen Seiten herzugelaufen waren, laut an zu heulen und zu schreien, und der Herr Pastor, der auch gekommen war, hielt eine Ansprache, daß es eine große Sünde sei, wenn wir unserem Brotherrn, der uns Nahrung, Dach und Kleidung gebe, solchen Kummer bereiten.'"

"Ja, ja, so hat es sich abgespielt," pflichtete ein alter, weißhaariger Gießer bei. "Und da war es eben mit unserem Widerstand bald vorbei."

"Allerdings, mit dem ging es rasch zu Ende," fuhr der Bocher fort.

"Die dem Werk am nächsten standen, drehten sich um und gingen wieder auf das Tor

„Ja, und die anderen folgten. Was sollten wir auch anderes machen? Sämtlich wohnten wir, wie das ja heute noch der Fall ist, in Häusern, die dem Herrn gehörten, hatten keinen Pfennig Geld in den Fingern und waren außerdem an die Gemeinde gefesselt. Heute ist wenigstens die Freizügigkeit eingeführt und jeder kann hinziehen, wo es ihm beliebt. Aber so etwas gab es damals nicht. Wir waren ja schlimmer daran als Leibeigener! Alle gingen wieder in das Werk zurück, nur ich durfte nicht mehr hinein. Als ich hart vor der Tür stand, war plötzlich der Ernst mit seinem Pferde hinter mir und schlug mich mit dem Stiel der Reitpeitsche auf den Kopf, daß ich gleich hinstürzte. Auch aus dem Magazin bekamen wir nichts.“

„Wie hast Du Dich denn unter solchen Umständen mit Deiner Familie durchgebracht, Bocher?“ fragte der Seff.

„Na, es wurde uns von verschiedenen Zeiten aus Notwendigste zugesteckt, so daß wir nicht direkt zu hungern brauchten,“ antwortete der Bocher. „Eine schlimme Zeit war es aber doch. Nach sechs Wochen legte sich der Ortsrichter bei einer passenden Gelegenheit für mich ins Zeug. Wahrscheinlich hatte der Ernst gerade eine gute Stunde, und so versprach er denn, mich wieder arbeiten zu lassen. Aber ins Werk durfte ich nicht! Es war gerade der alte Baumann, der das Schlackenpochwerk versehen hatte, gestorben, und so kam ich in die Pocherei. Hatte ich bis dahin im Werk vierzehn bis sechzehn Stunden gearbeitet, so mußte ich nun täglich sechzehn bis achtzehn Stunden schuften. Immer hatten die Bocher einen halbwichsigen Burschen zur Hilfe gehabt, mir wurde er entzogen, ich mußte alles allein machen. Dabei war die Wand zwischen der Kadstube und dem Pochwerk defekt. Beständig spritzte das Wasser vom Kade herüber, so daß meine Kleidung nie trocken wurde und mir im Winter auf dem Leib steif fror. Aber in den siebzehn Jahren, die ich in der Pocherei zubrachte, wurde nicht die kleinste Reparatur vorgenommen, so oft ich auch darum bat.“

„Das war gemein!“ pläzte der junge Werkarbeiter, der seine Erregung nicht länger meistern konnte, heraus. Da es aber bei den Erlerngründern als höchst unschicklich galt, wenn junge Leute in Gegenwart der Alten ihre Meinung äußerten, so erhielt der junge Arbeiter für seine vorlaute Bemerkung von seinem neben ihm sitzenden Vater sofort einen tüchtigen Rippenstoß als Zurechtweisung.

Der Bocher, der es bemerkte, wandte sich unwillig gegen den Alten: „So laß doch den Jungen, August! Wenn die Jugend sich nicht mehr über solche Dinge empören soll, dann ist es vollends ganz zu Ende. Wir Alten sind ja gänzlich stumpf und morsch geworden. Und recht hat der Junge! Es war eine hundsgemeine Wandlungsweise, mich so verkommen zu lassen. Und dabei war es alles noch nicht Strafe genug! Aus meinem Logis mußte ich heraus und in das schlechteste Haus zu dem unverträglichsten Volk, mit dem niemand zusammenwohnen wollte, mußte ich ziehen. Drei Familien in einer Stube zusammen und der nässeste und finsterste Winkel wurde mir angewiesen. Vier Kinder sind mir in dem Loch gestorben und meine Frau hat nicht aufgehört zu kränkeln, bis ich auch sie nach dem Kirchhof bringen mußte. Alles habe ich zähneknirschend ertragen. Als mir aber die Füße schon zu Klumpen anschwellen, daß ich kaum mehr gehen konnte, und mein Albert, das einzige Kind, das mir geblieben ist, vierzehn Jahre alt war, da habe ich mich doch gedemütigt und habe den Ernst, als er mal an der Pocherei vorbei kam, angesprochen.“

„Herr Hartmann,“ habe ich gesagt, „ich bin schwer gestraft worden für meinen Zirkwitz, aber lassen Sie es nun genug sein. Geben Sie mir wieder Arbeit im Werk, damit ich aus der Pocherei herauskomme. Hier fault mir jahrein, jahraus die Kleidung vom Leibe und ich kann

es vor Reizen in den Gliedern bald nicht mehr aushalten. Dann möchte ich Sie auch bitten, daß Sie meinen Jüngsten, der jetzt aus der Schule kommt, ins Werk nehmen möchten. Der Junge ist sehr geweckt, kann gut schreiben und wunderschön zeichnen. Der wäre vielleicht in der Schreib- oder Zeichenstube gut zu verwenden.“

„Und was hat der Herr dazu gesagt? Hat er immer noch keinenardon gegeben?“ fragte der Seff.

„Mit bösen Blicken hat er mich eine Weile angeschaut, dann hat er mit höhnischem Lachen geantwortet: „Die Kleider nur faulen Dir vom Leibe? Um Dich alten Rebellen wäre nicht schade, wenn Du selbst bei lebendigem Leibe verfaultest. Du kommst mir nicht mehr ins Werk, und Dein Junge auch nicht! Art läßt nicht von Art! Pferdeknecht soll er werden, dazu ist er gerade noch gut genug.“ Und so ist es auch gekommen. Ich mußte im Pochwerk bleiben, bis ich zu dem Krüppel wurde, der ich jetzt bin, und mein Junge kam zum Fuhrwerk.“

„Der Albert ist trotzdem gescheiter als wir jungen Leute alle“, fiel der junge Arbeiter wieder ein, den die vorherige Aufmunterung des Bocher den Mut gab, sich weiter an der Unterhaltung zu beteiligen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sinnesorgane des Menschen und ihre Pflege.

Von Dr. R. Silberstein.

(Fortsetzung.)

Nach Credé's Vorschrift müssen die Hebammen jedem Neugeborenen ein Tröpfchen zwei-prozentiger Höllensteinlösung ins Auge tröpfeln, wodurch meist alle Krankheitsreize abgetötet werden. Geschieht dies nicht mit der nötigen Sorgfalt, oder wird es sogar trotz der bestehenden Tripperkrankheit der Eltern unterlassen, so tritt gewöhnlich sehr schnell eine äußerst heftige Bindehautentzündung auf; die Augenlider schwellen mächtig an, das Auge kann nicht geöffnet werden, es kommt zu starker Eiterentwicklung, die, wenn nicht sofort ärztliche, am besten augenärztliche Hilfe eintritt, sehr schnell zu Hornhautgeschwüren, Durchbrüchen des Eiters ins innere Auge bis zu völligem Verlust der Sehkraft führen kann. Man kann deshalb den Eltern nur den Rat geben, bei jeder Augenerkrankung eines Neugeborenen schleunigst ärztliche Hilfe anzusuchen, jedes Abwarten, jede Quacksalberei mit Hausmitteln und dergleichen kann zu schweren Schädigungen der Sehkraft führen.

Weniger gefährlich, aber außerordentlich häufig sind die verschiedenen Augenlid- und Bindehautkatarakte, meist treten sie in Form von Rötung, Schwellung und Borkenbildung an den Augenlidern auf, oft wird dabei auch die Augenbindehaut und die Hornhaut mit entzündet und gerötet, zuweilen treten auch kleine Bläschen auf, die sogar auf die Hornhaut sich erstrecken können und bei unzureichender Behandlung zu Trübungen der Hornhaut führen können. Diese Erkrankungen treten meist bei den krotulösen Kindern auf, können sich aber auch im Anschluß an jeden Ausschlag des Kopfes, besonders nach dem Kopfausschlag, der auf Läuse zurückzuführen ist, entwickeln. Sachgemäße Behandlung und Beseitigung jedes Kopf- und Gesichtsausschlages, den manche Eltern in merkwürdigem Aberglauben für gesund halten, weil dabei alles Böse herauskäme, ist die wichtigste Vorbedingung zur Vermeidung der obengenannten Katarakte. Die Erkrankung selbst bedarf natürlich sachgemäßer ärztlicher Behandlung. Ein ganz besonderes Kapitel in der Pflege und Behandlung des Auges bildet die Kurzsichtigkeit und die Uebersichtigkeit. Wir hatten bereits vorher ausgeführt, daß der optische Apparat des menschlichen Auges derartig

eingrichtet, daß alle aus der Ferne kommenden Strahlen in einem Punkte der Netzhaut sich vereinigen. Beim kurzsichtigen und ubersichtigen Auge ist das nicht der Fall, beim ubersichtigen Auge (Fig. 1) vereinigen sich die Strahlen hinter der Netzhaut, beim kurzsichtigen (Fig. 2) vor der Netzhaut, in beiden Fällen entstehen deshalb keine scharfen Bilder, weil scharfe Bilder nur dann entstehen, wenn sich die Strahlen direkt in einem Punkte der Netzhaut vereinigen.

Die Uebersichtigkeit kann ihre Ursache haben in zu scharfer Wölbung der Augenlinse, oder auch in der Abflachung der Linse, wie man es

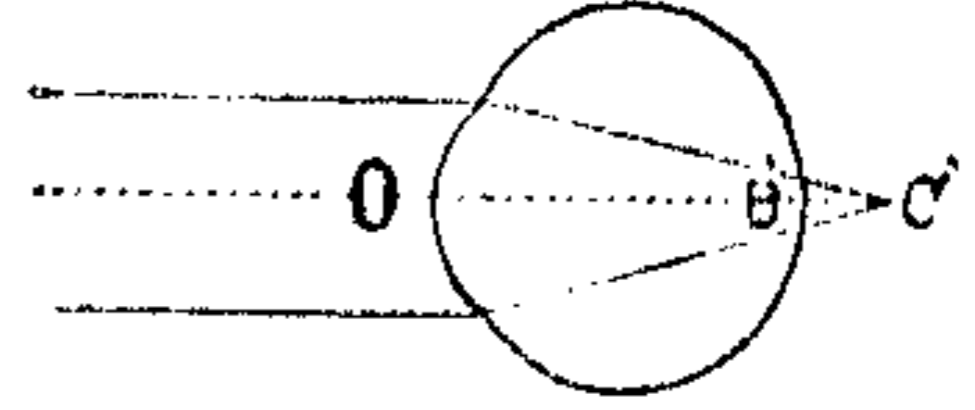


Fig. 1. Das ubersichtige Auge.

Die Strahlen vereinigen sich im Punkte C hinter der Netzhaut.

bei älteren Leuten vom 40. bis 45. Jahre an beobachtet, die fast stets an einer sich immer mehr steigenden Uebersichtigkeit leiden, oder in einer angeborenen Verkürzung der Augenachse, das heißt, das Auge der Uebersichtigen ist zu klein. Im Gegensatz dazu ist die Kurzsichtigkeit entweder auf eine zu starke Krümmung zurückzuführen oder auf eine angeborene Verlängerung der Augenachse, das heißt, das Auge des Kurzsichtigen ist zu groß. An Erscheinung tritt die Kurzsichtigkeit in der Form, daß Gegenstände in großer Nähe des Auges deutlich erscheinen, aus der Ferne aber nicht erkannt werden, während die Uebersichtigen in der Nähe nicht deutlich sehen, in größerer Entfernung dagegen besser sehen können; übrigens führt höhere Uebersichtigkeit dazu, daß weder in der Nähe noch in der Ferne deutlich gesehen werden kann. Bekannt ist ja, daß Kurzsichtige beim Lesen das Blatt dicht vor die Augen halten, während Uebersichtige es je nach dem Grade weit von sich entfernt halten. Die Entwicklung dieser beiden Augenleiden pflegt gewöhnlich so vor sich zu gehen, daß die Uebersichtigkeit, abgesehen von der vorher besprochenen Altersuebersichtigkeit, angeboren ist und nach und nach in Erscheinung tritt, sie ist immerhin selten gegenüber der Kurzsichtigkeit; auch diese kann angeboren und vererbt sein, meist aber wird sie erworben. Es ist oben ausgeführt worden, daß für das Sehen in der Nähe die Linse durch Muskelzug stärker gekrümmt werden muß, um scharfe Bilder zu erzielen, wird nun durch dauernde Naharbeit,

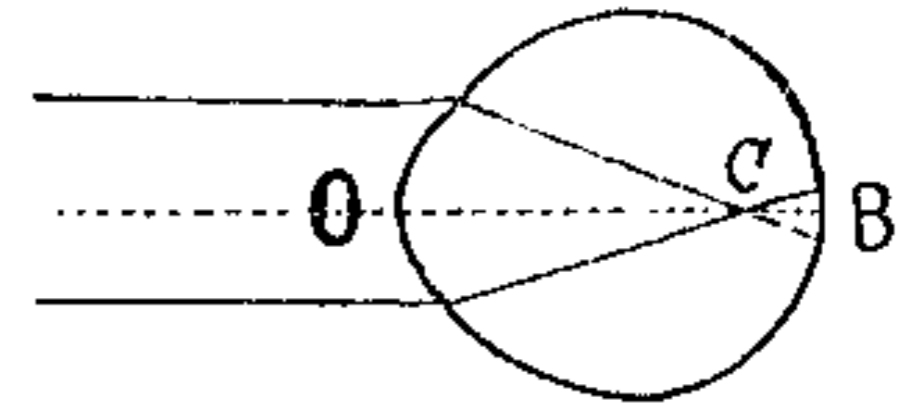


Fig. 2. Das kurzsichtige Auge.

Die Lichtstrahlen vereinigen sich im Punkte C vor der Netzhaut.

besonders bei ungünstigem Licht, ohne genügende Unterbrechung die Linse dauernd stärker als normal gekrümmt, so tritt mit der Zeit eine Ueberanstrengung der Linse ein, sie kehrt nicht wieder zu ihrer normalen schwachen Krümmung zurück und die Kurzsichtigkeit ist fertig. So entwickelt sich deshalb die Kurzsichtigkeit meist in der Schule, und sie steigt mit dem Lehrziel und den Anforderungen, die an das Auge in bezug auf Naharbeit gestellt werden; so wurden bei Elementarschülern 2,3 Proz. Kurzsichtige, bei Realschülern 15 Proz. Kurzsichtige und bei Gymnasiasten 27,7 Proz. Kurzsichtige festgestellt. Diese Ziffern steigen von den unteren zu den oberen Klassen noch bedeutend. Die Entstehung der Kurzsichtigkeit in der Schule und durch die Schule war es auch, die den Breslauer Augen-

arzt Cohn zuerst veranlaßte, die Forderung nach Schulärzten zu erheben. Schulhygienische Maßnahmen sind es auch vor allen Dingen, die zur Beseitigung dieses Übels notwendig sind: Von des Schulgebäudes in freier, gut belichteter Lage, Anlage der Klassenzimmer in der Weise, daß gutes Tageslicht von links einfallend, alle Plätze gut beleuchtet; auch die Beschaffenheit der Wände, der Wandtafeln, der Hefte und Blätterdrucke sind von großer Wichtigkeit; leider wird diesen Fragen bei uns, wo in der Schule der Pastor noch immer viel mehr zu bestimmen hat, als der Arzt, noch immer nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt; um jede Ueberanstrengung durch die dauernde Naharbeit der Augen zu vermeiden, muß auch bei der Aufstellung des Stundenplanes darauf Rücksicht genommen werden, zwischen Stunden, bei denen das Auge dauernd angestrengt wird, solche einzuschließen, in denen das Auge ruhen kann. Turnen, Leibesübungen aller Art, Spielen, Schwimmen müßten viel mehr als bisher berücksichtigt werden, auch der Ersatz der Schrägschrift durch die Steilschrift ist erwogen worden, doch ist man zu einem abschließenden Urteil in dieser Materie noch nicht gelangt. Zu Hause müssen Kinder, besonders solche, die zur Kurzsichtigkeit neigen, sorgfältig überwacht werden. Schreiben und Lesen bei Dämmerlicht oder ungenügender Beleuchtung ist streng verpönt. Stets soll das Tageslicht ebenso wie das Lampenlicht von links einfallen. Immer muß das Buch vom Auge um 35 Zentimeter entfernt sein und beim Lesen aufrechtstehend gehalten werden. Beim Schreiben rückt man den Stuhl dicht an eine schräge Tischplatte heran und achtet darauf, daß das Kind den Kopf stets gerade und nicht vornübergebeugt halte; wenn irgend möglich, sollen auch zu Hause zwischen den Arbeiten Pausen gemacht werden, die durch Bewegungen im Freien auszufüllen sind.

Eben wie von der Kurzsichtigkeit der Kinder zu der der Erwachsenen über, so finden wir sie hauptsächlich bei den gelehrten Berufen. Aber auch in der modernen Industriearbeiterschaft beobachten wir die Kurzsichtigkeit hauptsächlich bei den Kategorien, die viel intensive Naharbeit leisten müssen. In dem neuen Handbuch der Arbeiterkrankheiten von Theodor Wenzl ist ein außerordentlich interessantes Material hierüber niedergelegt. Besonders der Kurzsichtigkeit ausgefetzt sind die Schriftsetzer. Cohn stellte fest, daß 51 Proz. der Schriftsetzer kurzsichtig sind und daß der Grad der Kurzsichtigkeit, wie diese selbst sich mit der Zahl der Arbeitsjahre steigern. Viele Kurzsichtige findet man auch bei den Goldarbeitern, nämlich 43 Proz., und Graveuren, 33 Proz. Hohe Ziffern dieser Art sind auch bei Mechanikern, Lithographen und Kupferstechern zu konstatieren. Interessant ist es, daß unter den Uhrmachern die Zahl der Kurzsichtigen nicht so hoch ist, wie man bei der dauernden Naharbeit annehmen sollte. Cohn fand nur 9,7 Proz. Kurzsichtige unter ihnen. Dies Resultat ist daraus zu erklären, daß die Uhrmacher sich für ihre Naharbeit der Lupe (einer konvexen Sammellinse) bedienen und dadurch die Akkomodationsanstrengung ihrem Auge ersparen. Schlosser, Tischler, Möbelpolierer weisen nur sehr niedrige Prozentzahlen von Kurzsichtigkeit auf; etwas höhere Ziffern, 26 Proz., fand man bei den Malern. Groß ist die Kurzsichtigkeit bei den Webern. In einer größeren Berliner Teppichweberei wurden über 75 Proz. Kurzsichtige ermittelt; noch schlimmer steht es mit den Hauswebern, wo mangelhafte Beleuchtung, überlange Arbeitszeit das übliche ist.

Zur Beseitigung der gewerblichen Kurzsichtigkeit wird die Forderung aufgestellt, allen Arbeitern, die in so intensiver Naharbeit beschäftigt sind, gute Beleuchtung und Verkürzung der Arbeitszeit (8 Stunden Arbeit mit zwei-

stündiger Ruhepause zur Erholung des Auges) zu gewährleisten. Gutes Tageslicht, von links möglichst einfallend, ruhige, helle und nicht zu grelle Abendbeleuchtung, die möglichst wenig scharfe Schatten erzeugt, ist notwendig. Für die Hausindustrie sind diese Forderungen natürlich so gut wie undurchführbar. Unsere Hausindustriellen der Großstadt wohnen in elenden dunklen, schlecht beleuchteten Hofwohnungen, die künstliche Beleuchtung wird oft durch elende Petroleumlampen besorgt, die Beseitigung der Hausarbeit durch Werkstättenarbeit ist auch zur Erhaltung der Sehkraft der Arbeiterschaft von großem Werte. Ist einmal Kurzsichtigkeit oder Uebersichtigkeit festgestellt, so müssen diese Sehfehler durch eine passende Brille korrigiert werden. Es ist natürlich auch nur ein Aberglaube, wenn gefürchtet wird, daß man sich erst durch eine Brille die Augen verdürbe, freilich muß

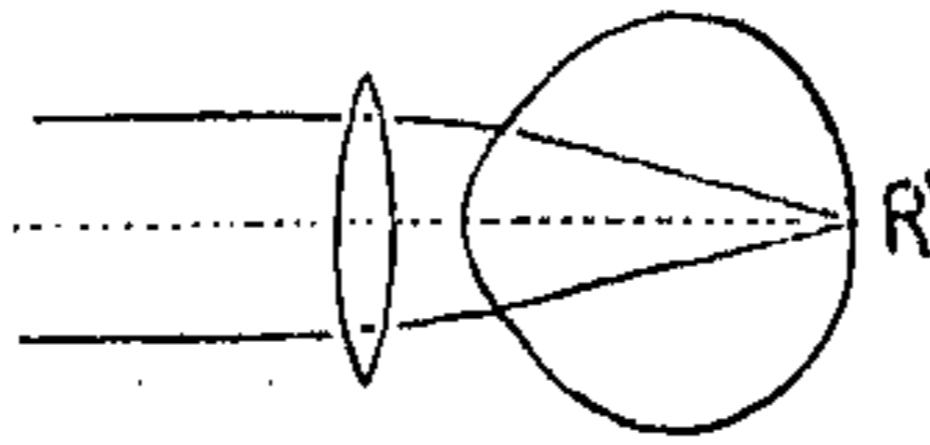


Fig. 1a. Durch die Brille (gewölbtes Glas) werden die Strahlen im Punkt R' auf die Netzhaut gebracht.

die Brille nicht, wie es leider noch oft geschieht, einfach beim Optiker gekauft werden, sondern nur eine genaue und gründliche Augenuntersuchung durch einen Arzt oder Augenarzt kann das passende Glas für ein kurzsichtiges oder ubersichtiges Auge feststellen. Für Kurzsichtige werden hohl geschliffene (Fig. 2a), für Uebersichtige erhaben geschliffene Brillengläser (Fig. 1a) gebraucht.

Von weiteren Augenschädigungen durch die Industrie will ich jetzt die Bindehautkatarrhe, die sich durch Rötung und Schwellung der Lider und des Weißen im Auge charakterisieren, anführen. Bei Bädern und Mültern sind diese Katarrhe auf Reizung durch Mehlstaub zurückzuführen; oft sind auch Gase und Dämpfe die

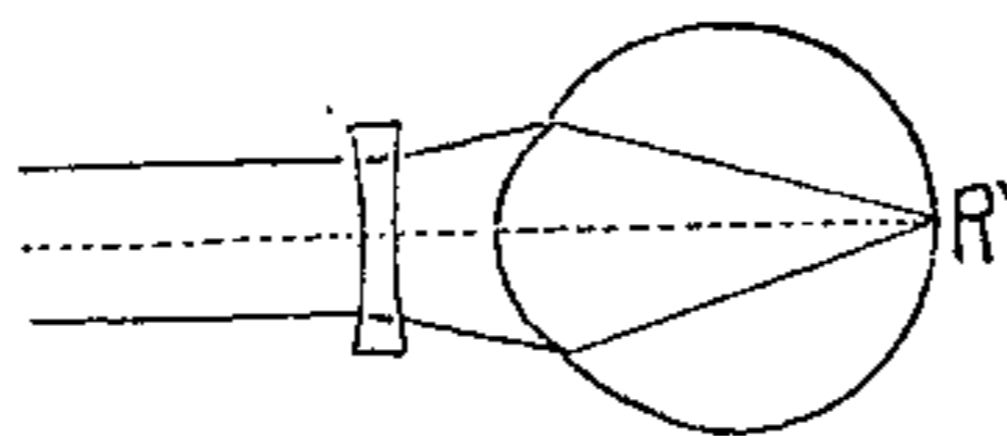


Fig. 2a. Durch die Brille (hohlgeschliffenes Glas) werden die Strahlen nach hinten (R') auf die Netzhaut gebracht.

Ursache dieses Leidens, so z. B. die Dämpfe des Holzgeistes bei den Möbelpolierern, ferner Schwefel, schweflige Säure, Ammoniak und andere Gase erzeugen den gleichen Zustand. Auch der jähe Wechsel von Hitze und Kälte, wie er bei allen Arbeitern, die am Feuer arbeiten, vorkommt, schafft oft diese Katarrhe; verschlimmert wird das Leiden noch durch Blendung, wie es bei den Glasbläsern, Arbeitern mit glühendem Metall und elektrischem Bogenlicht vorkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Hebemaschinen.

Von Karl Hermann.

(E. H. M.)

Wo man größere Hebe- und Kraftmaschinen benutzt, ist es praktischer, beide Maschinen zu vereinigen: das so gewonnene Maschinenaggregat ist ein Gajpel, wie man ihn im Steinbruchs-, Bergwerks-, Schiffsbetrieb usw. begegnet. Im Steinbruchs- und Baugewerbe bedient man sich bisweilen kleinerer Gajpel, die auch aus einem Blockgestell mit Seilrolle bestehen, dann aber an dem Gestell gleich den zugehörigen Elektro- oder Dampfmotor tragen. Naturgemäß macht den ausgiebigsten Gebrauch vom maschinell

betriebenen Gajpel der Bergbau. Für derartige und verwandte Zwecke, die im allgemeinen größere Zugeschwindigkeiten, also auch höhere motorische Kräfte erfordern, ordnet man die Maschinerie auf einem wagerechten, gemeinsamen Fundamentstück von viereckiger Grundfläche an. An zwei parallelen Seiten befinden sich die beiden Hälften der Dampfmaschine, nämlich je ein Dampfzylinder nebst Pleuelstangen. Sie sind vorn an die recht und linke Kurbel einer horizontalen Welle gekuppelt, die wie die Seilrolle quer zu den Dampfmaschinenteilen liegt. Beide Mäander der Seilrolle münden in große Zahnräder, an der benachbarten Stelle der Kurbelwelle sitzt je ein kleineres Rad, und so muß sich beim Gang der Maschine das Drahtseil unter der Dampfmaschinerie über die Trommel aufwickeln.

In derselben Weise funktioniert auch eine Anzahl der im Bergbau wichtigen Schachtfördermaschinen. Ihre Aufgabe besteht darin, im Bergwerk die sogenannten Förderkörbe innerhalb der senkrechten Schächte emporzuziehen. Die Förderkörbe eines großen Hauptschachtes, dessen Tiefe je nach Umfang des Werkes und Art des Betriebes 100 bis 500 Meter und mehr beträgt, bilden in Wirklichkeit jedoch viereckige eiserne Gerüste mit 1 oder 2, hin und wieder auch 3 horizontalen Plattformen, die etagenweise übereinander hängen. Ueber der obersten wird das Förderseil eingeschraubt, ein dickes Stahlseil, das den Förderkorb zwischen den Gleitschienen der Schachtzimmerung hinabläßt. Der Schacht ist von oben nach unten in zwei Hälften geteilt, damit gleichzeitig zwei Förderkörbe laufen können. Oberhalb des Erdbodens ist ein Eisenschwerkerturm über dem Schacht gebaut, für die Aufnahme zweier Seilscheiben bestimmt. Diese, Räder von 1½ bis 2½ Meter im Durchmesser, besitzen eine große Nische im Meilen, wo sie, 20 bis 30 Meter hoch über die Mitte beider Schachthälften gelagert, das Seil jedes Förderkorbes stützen. Es kommt senkrecht zur Seilscheibe empor, überschreitet sie und geht schräg zu der seitlich in einem gesonderten Maschinenhaus aufgestellten Fördermaschine. Deren dicke Welle besitzt, den zwei Körben entsprechend, zwei mächtige Seiltrommeln, über die sich je ein Seil, aber in verschiedener Richtung, aufwindet. Geht das eine zur Mühle hin, so wickelt sich das andere ab, der erste Korb hält unten, der zweite oben; der erste fährt auf-, der andere abwärts. Mit der Erreichung spart man nicht allein an Zeit, sondern auch an Kraft, denn das nicht geringe Gewicht eines Förderkorbes, das die Maschine jedesmal mitzuheben hätte, wird dadurch aufgewogen, daß sich der andere, ebenso schwere Korb senkt. Die eigentliche zu fördernde Last ist noch immer erheblich, denn jede Plattform des Förderkorbes wird mit ein paar der bekannten Wagen voll Erz oder Kohle besetzt.

Die Seiltrommel wird von einer doppelten, einer Zwillingen-Dampfmaschine, bewegt, die für solche Zwecke schon tüchtige Kräfte entwickeln muß; sie vermag, ähnlich einer Lokomotive, in jeder Lage von selbst ihren Gang zu beginnen. Wegen der wechselseitigen Auf- und Abfahrt der Förderkörbe muß ferner ihre Drehrichtung fortwährend geändert werden. Der Maschinist besorgt das von seinem Standort an, wo sich die Steuergeräte, Pedale für Fuß- und Dampfmaschinen, eine Anzeigevorrichtung des Standes der Förderkörbe in der Tiefe usw., befinden. Bei anderen Systemen der Fördermaschinen fällt das Zahnradgetriebe gänzlich weg, es ist da nur eine einzige Welle, die die Seiltrommel vorhanden, die an beiden Seiten in die Kurbeln der Zwillingen-Dampfmaschine endigt. Infolge des Fehlens der Zahnradübersetzung muß die Dampfmaschine direkt der Seiltrommel die gewaltige Geschwindigkeit erteilen; es wird nichts an Kraft erspart, sondern an Zeit



Heimkehr. Nach einem Gemälde von Hans Pöck.

Die früher genannte Regel kehrt sich um, und eine solche Fördermaschine arbeitet mit intensiven mechanischen Kräften; Kurbeln, Gestänge und Dampfzylinder sind viel größer. In neuerer Zeit sind diese Fördermaschinen verdrängt durch die mit Köpfscheiben, die keine Seiltrommeln tragen. Die Welle einer großen Zwicklingsdampfmaschine hat hier ein weites, besonders armiertes Schwungrad, erinnert also an eine Fabrikdampfmaschine. Genau wie auf deren Rad oft der Treibriemen läuft, umschließt auch da ein dickes Drahtseil eine breite Nütz des Rades. Es führt dann oben über die Seilscheiben und faßt mit einem Ende den oberen, mit dem anderen den unteren Förderkorb. Den Transport bewirkt hier die sehr starke Reibung des Seils am Radumfang.

Nun hat sich auch für diese Arbeitsleistungen die Elektrizität Eingang verschafft. Dampfzylinder und Kurbelgestänge sind dort verschwunden, die Stelle der Kurbeln nehmen die rotierenden Teile großer Elektromotoren ein. Wir können die besonderen, nicht so einfachen Anordnungen hier nicht besprechen, weil unsere Zeilen hauptsächlich den mechanischen Einrichtungen gewidmet sind; es sei nur auf die Vorteile, höhere Wirtschaftlichkeit und ruhigen Maschinengang, hingewiesen.

Entsprechende Hebeemaschinen kennt man im Kleinen sehr zahlreich im gewerblichen Leben, im Transport und Verkehr. Es sind die verschiedenen Formen der Aufzüge, deren Anwendung gleichfalls auf der früher skizzierten Seilwinde basiert. Zum Entporholen von Säcken und Ballen wird auf den Dachboden ein von der Transmiffion angetriebener Gaspel angebracht, dessen Seil oder Kette bei größeren eine kastenartige Plattform in einem abgegrenzten Schacht auf- und abläßt. Eine konstruktive Verbesserung hätten wir in den gegenwärtig weit ausgebildeten Fahrstühlen, die in Fabriken und Handelshäusern eine Art Kabine zur Aufnahme der Last besitzen. Diese hängt meist an zwei Drahtseilen, von denen das eine zu der über dem Fahrstuhlschacht befestigten Seiltrommel, das andere über zwei Rollen nach einem mit der Kabine entgegengesetzt auf- und niedergleitenden Eisenblock führt, der das Gewicht der Kabine nahezu aufwiegt. Der Gaspel, der genau so gut mitsamt seiner Hilfs- und Sicherheitsvorrichtungen auf einem beliebigen Stockwerk Platz finden kann, läuft allgemein bei Fahrstühlen nur mäßig geschwind, und deshalb besteht zwischen der Welle, die von der Transmiffion ihren Antrieb erhält, und der Seiltrommel eine verlangsamende Uebersetzung. Das geschieht jedoch nicht mittels Zahnrads, vielmehr auf dem bei der Schraubenwinde einfach angedeuteten Wege, durch eine Schraube. Die geschwindere Welle liegt quer zur Seitentrommel und greift mit den Gängen eines großen Gewindes in deren besonders gezahnten Umfang ein. So wird der Rücksetzungsunterschied groß, denn je ein Gang, also eine volle Umdrehung, transportiert nur einen Zahn weiter.

Einer stetig wachsenden Verwendung erfreuen sich auch die modernen Personenaufzüge in Privat- und Geschäftshäusern, wo ein Elektromotor die Seiltrommel antreibt. An solchen Anlagen bietet jene „Schneckenradübersetzung“ den Vorteil, daß der Zug des Seils nicht die Seilrolle zurückdrehen kann, weil eine Bewegung der Schraubenwinde seinerseits schwer möglich wäre. Interessant ist an den elektrischen Personenaufzügen die Steuerung, das wechselweise Halten und Abfahren an den Etagen; es geschieht nicht mehr, wie beim Transmiffionsantrieb, durch Zugstangen und Ketten, sondern mittels Hilfsstromleitungen. Diese gelangen in der Kabine zu einem Schaltapparat mit Druckknöpfen, man drückt den Knopf der gewünschten Etage, der Aufzug fährt hin und stellt sich dort automatisch still.

Neben den Winden existiert eine andere vielgebrauchte Klasse der Hebevorrichtungen, die Flaschenzüge. Um deren mechanisches Prinzip kurz zu erläutern, denken wir uns ein Seil von einem erhöhten, festen Punkt herabhängen. Jetzt nehmen wir das untere Ende, führen es wieder nach oben und legen es über eine befestigte Seilführungsrulle. Dann können wir das freie Ende wiederum nach unten ziehen, während auf der anderen Seite eine Schlinge bleibt, in die wir eine lose Seilrolle, ein Millenrad mit herabhängendem Gabelstiel, einfügen. Zieht man das freie Ende des Seils nun ganz herab, so hat demgegenüber die bewegliche Rolle nur den halben Weg zurückzulegen, sie dringt langsamer empor und, wenn wir an ihre Gabel eine Last binden, so haben wir dazu nur die halbe Kraft aufzuwenden. Schlingt man das freie Seilende jetzt nochmals unten um eine zweite lose, oben um eine zweite feste Rolle, so sinkt der notwendige Kraftaufwand wieder im selben Verhältnis, ebenso mit einem dritten, vierten Paar usw. Natürlich wird man alle feste und säumlische lose Rollen in gemeinsame Gabelstücke vereinigen und sie beide mit starken Haken ausrüsten. Das Hanf- oder Drahtseil leitet man in ebenso vielen Zügen von einer Rolle zur anderen; zieht man am freien Seilende, so vermag man die langsam nachfolgende, vielleicht beträchtliche Last zu heben. Es ist dieselbe Regel: große Last, kleinere Kräfte, längere Zeit. Häufiger als solche Flaschenzüge mit Seil trifft man die mit Ketten, die man indes etwas anders konstruiert. Zum Lasthub dient eine starke Kette, für die Handhabung eine schwächere, in sich geschlossene, sie läuft oben über eine querstehende Scheibe, diese treibt die Lastkette mittels Schneckenradwelle.

Bisher haben wir angenommen, daß der Punkt, dem bei den Hebeemaschinen die Last zuströbt, immer an ein und demselben festen Ort läge. In äußerst zahlreichen Fällen gilt es aber, dem eigentlichen hebenden Teil eine gewisse freie Beweglichkeit zu verleihen, damit die schwebende Last auch nach beliebigen seitlichen Richtungen hingeschafft werden kann. Diesen Zweck erfüllen die Kräne, die man in den verschiedensten Gestalten bald hier, bald dort sieht. Um z. B. in einer Fabrik schwere Gegenstände aus einer Vertiefung zu holen, ist an der Wand ein winkelförmiges, versteiftes Eisengerüst angebracht, das mit seinem senkrechten Teil in starken Scharnieren lagert und auch mit einer Ketten- oder Seilwinde und am herausragenden wagenrechten Ende mit einer Rolle für das Seil ausgerüstet ist. Dieses bringt an der einen Seite die Last hoch, der Kran wird umgeschwenkt, und die Last auf der anderen Seite abgelassen.

Betrachten wir nun aber einmal das Gebiet, innerhalb dessen wir mit dem einfachen Kran arbeiten können, so bemerken wir, daß es sehr klein und beschränkt ist, weil man damit im günstigsten Falle auf der halbkreisförmigen Fläche hantieren kann, die der Kran bei seiner Drehung beschreibt. Oft verlangen die Verhältnisse indes, die Hebung wechselnder Lasten von jedem beliebigen Punkt der Bodenfläche eines Raumes aus zu ermöglichen, beispielsweise in Montagehallen, Maschinenhäusern usw. Zu dem Zweck staltet man die beiden Längsmauern des betreffenden Hauses oben in der Nähe der Decke mit je einer starken und gut befestigten Schiene aus. Darauf kommt ein Querschienenpaar, das eng nebeneinander auf je einem mit Gleitrollen versehenen Tragkörper ruht. Damit kann man diese Querschienen über die ganze Strecke der Längsschienen hin- und herschieben. Ueber die Querschienen läßt sich weiter ein kräftiger, wagenartiger Kasten fahren, an dem in den Raum hinab ein Flaschenzug hängt. Den Kasten, die „Laufkabe“, kann man mitsamt dem Flaschenzug mittels Seilzuggetriebe an jede Stelle in der Quer-, das Gerüst an jeden Ort der Längsrichtung bringen, also vermag man

mit einer solchen Anordnung, dem Laufkran, überall innerhalb einer keineswegs eng begrenzten, rechteckigen Fläche zu wirken.

Ähnlichen Bedingungen mußte die Technik, allerdings in größerem Maßstabe, genügen, wenn es sich um gewaltige Lasten im Freien handelte, wie im Eisenbahn- und besonders im Schiffsgüterverkehr, wo die Förderung nicht von Fall zu Fall geschieht, vielmehr wegen der kolossalen Massen in kontinuierlicher Tätigkeit. Zunächst benützt man auch dort Drehkräne. Auf einer sicher grundierten Unterlage läßt sich eine Plattform drehen, von der ein starker Mast schräg nach oben ragt. Seinen äußersten Punkt bildet ein Millenrad, über das von einer unten auf der Plattform befindlichen Winde eine Kette nach einem vom Mast herabhängenden losen Rollenpaar führt. Für wirklich hohe Leistungen, vor allem im Hafenbetrieb, macht man selbstverständlich Gebrauch von der Dampfkraft, und oft baut man, um nicht an einen bestimmten Punkt gebunden zu sein, den ganzen Drehkran fahrbar. Dann stellt die Unterlage der Plattform ein Wagengestell dar, das sich auf einem breiten Gleis transportieren läßt. Ein Wellblechhaus bedeckt die Plattform, das einen stehenden Dampfkessel, Dampfhaspel und Hilfsmechanismus enthält. Selbstverständlich muß der Kran gegen das Umschlagen geschützt sein, und darum stoßen wir auch hier, interessant genug bei diesen großen und komplizierten Hebeemaschinen, auf das einfache Hebelgesetz. Der Mast, Kranarm, ist als langer Hebelarm, das Gestell mit Kessel und Maschine als kürzerer Arm zu betrachten. Trotzdem die gehobene Nutzlast am längeren Hebelarm drückt, müssen die übrigen Teile doch so schwer sein, daß sie ihr mindestens völlig ein gleiches Gewicht entgegenstemmen.

Desgleichen hat man auch für viele Hafen zwecke Hebeemaschinen, die mit den früher beschriebenen Laufkränen übereinstimmen. Die Art ihrer Verwendung verlangt von ihnen einmal größeren Umfang, damit man den Vorteil des wenig beschränkten Arbeitsfeldes genießt, zum andern eine gewisse Behendigkeit in der Lastbewältigung; als geeignetste Betriebskraft, die allen Anforderungen gerecht wurde, hat sich hier wieder die Elektrizität erwiesen. Im Freien fehlen die hohen Stützpunkte, der Laufkran muß selbst erhöhte Fußgestelle besitzen. Es sind zwei seitliche, bodartige Gestelle, die soweit auseinander greifen, daß je nach den Verhältnissen 1 bis 3 Eisenbahnwagen dazwischen hindurchfahren können. Die Gestelle verbindet ein wagenrechter Oberteil, wie diese selbst nach allen Kunstregeln des Eisenhochbaues in Eisenfachwerk angefertigt. Der Oberteil bildet den Sitz der Elektromotoren bergenden Winden- und Führerhauses, mit einem beweglichen Kranarm. Solche Portalkräne rollen, sobald eine Veränderung des Arbeitsortes nötig, mit ihren Fußgestellen auf Schienen weiter, und alle diese Bewegungen besorgen Elektromotoren, die der Führer im Windenhaus steuert.

Ein ähnliches Prinzip findet man bei den Brückenkränen. Die weit voneinander getrennten Fußgestelle verbindet oben ein langgestreckter Eisenfachwerkbau. Das Windenhaus braucht da nicht immer beweglich zu sein; über die Brücke gleitet nur, von einem Seilgetriebe gezogen, die Laufkabe; ein gesondertes, gleichfalls durch Elektromotoren betätigtes Seilwerk übt die senkrechte Zuggewalt aus. Ebenso, wie es die Elektrizität ermöglichte, riesige Brückenkräne zu errichten, so begünstigte sie auch den Bau von gewaltigen Turmdrehkränen, die an ihren Kranenarmen aus kunstreichem Eisenfachwerk mehrere Drahtseilflaschenzüge führen und fähig sind, Lasten von vielen hundert Zentnern Gewicht zu dirigieren, — Meisterstücke der modernen Technik. —

Die Reise nach Paris.

Erzählung von R. Bergman.

Un einem feuchten Schneeabend Mitte Dezember kam ein Mann den Königshügel heruntergegangen. Es war ein magerer Mensch mit vorgestrecktem Hals und hellen Augen in einem matten Gesicht mit spärlichem Bart. Die Hände, die er auf dem Rücken hielt, verflochten sich nervös ineinander, und er schleppte das rechte Bein nach.

Die Königsgasse lag gerade da, in Nebelweil und Laternenlicht. Einzelne Kloden riesen. Ein Dummhies kletterte die Steigung hinauf, und das Licht der roten Laternen fiel auf die dampfenden Klauen der Pferde, von denen der Schweiß krieselte. Die Menschen trieben in zwei Strömen vorwärts. Einer hinauf und einer hinunter, und wo sie sich auf der Straße begegneten, bildeten sich kleine Strudel, die ein Weilschen herumwirbelten und sich dann verteilten. Die ersten Symptome der Weihnachts-epidemie lagen schon in der Luft.

Jabian Lewis ging seinen Weg gerade vorwärts, wie er ihn vierzig Jahre gegangen war.

Er wohnte noch in seinem Geburtshause in der Zollamtstraße, und er erinnerte sich noch sehr genau der Zeit, als die bekannte Welt auf der einen Seite vom Stadttor und auf der andern von der Stromgasse begrenzt wurde, dem Nordpol und dem Südpol. Zu dem letzteren war es eine ganze Entdeckungsreise an der Hand der Kinderfrau, eine Märchenfahrt voll der wunderbarsten Ereignisse, lauter Neues, Neues, Neues, für das er noch Wochen später Erklärung verlangte. Er liebte die Königsgasse noch eben so sehr, vielleicht sogar mehr, und er machte dort noch immer Entdeckungen, aber es waren meistens Entdeckungen in seinem eigenen lieben Ich, und dazu eignete sich keine andere Gasse so gut. Er begriff auch warum. Lange, gerade Straßen befördern nicht die Dummheit, wie man behauptet, sie befördern im Gegenteil das Denken, das Träumen. Eine Linienstrecke, wie diese, vom Königshügel bis zum Strom, schmal, mit den Häuserreihen wie Schenkklappen zu beiden Seiten, ohne ablenkende Seitenperspektive, das war die rechte Gasse zum Meditieren, und darum liebte Lewis sie und hätte sie gerne doppelt so lang gehabt, zehnmal so lang, ohne Ende.

Als er zu der Barriere mit dem Wasser darunter kam, mußte er sich auf jeden Fall entschließen, rechts oder links oder zurückzugehen. Und Lewis liebte es nicht, sich zu entschließen. Wie konnte er wissen, ob das, was er tat, richtig war? Das Gegenteil konnte ebenso richtig sein. Er begriff überhaupt nicht, wie die Menschen es wagen konnten, etwas zu unternehmen, wozu sie nicht geradezu gezwungen waren; zu handeln, das war ja, wie einen Stein einen Berg hinunterwerfen, er konnte in einer Schlucht landen, aber er konnte auch andere Steine mitreißen, zu einer Lawine werden, die Tod und Verwüstung über die brachte, die man nicht kannte, und denen man nichts zuleide tun wollte. Er selbst konnte jeden Augenblick von einer solchen Lawine hinweggefegt werden. Vielleicht gerade jetzt, während er dem Mann unter der roten Laterne das Abendblatt abkaufte, geschah etwas; daheim bei ihm, tausend Meilen weit weg, weiß Gott wo, bligte ein Gedanke in einem Stern auf, schrieb man etwas auf ein Papier, wurde ein Mensch geboren, der sein Untergang sein würde, und er konnte nichts tun, nur gehen und warten, bis es kam.

Es war mit der Sicherheit im Leben schlecht bestellt, fand Jabian. Klein genügender Polizeischutz gegen das Unglück. Er hatte all sein

Lebtag Angst gehabt, seit er einen Gedanken denken konnte. In der Schule vor Lektionen und Zeugnissen, und dann vor allem möglichen, vor Frauen, Geld, Kameraden, Chefs, vor kleinen Mißgeschicken und kleinen Mißgeschicken, denen er so gleich mißtraute und die er als Fallstricke entlarpte, die ihn zur Freude verteilten wollten, damit er dann um so leichter zum Opfer fiel. Fröhlich sein, das hieß, sich selbst Mißgeschicken geben. Er lebte in bewaffneter Neutralität, in der Defensive gegen alles und alle, die ihn beim Arm nehmen und ihn zu einer Promenade oder zu einem Vergnügen oder zu einer neuen Lebensanschauung überreden wollten. Da seine Züchlerarbeit und seine Schwerefälligkeit, sich geltend zu machen, durch das Gebrechen mit dem Klumpfuß verstärkt, ihn nie zu quälen aufhörte, wurde das Gefelligke im Menschen für ihn zu einer Quelle von allem möglichen Bösen.

Er gehörte nicht zu den Leuten, die Traura und Wirklichkeit vermischen, sowie man zwei Flüssigkeiten vermischt. Für ihn war das, was er dachte und fühlte und wollte, etwas, was nur in ihm existierte. Und die Vorstellung, daß es heraustraten, Gestalt annehmen, andere außer ihm selbst angeben könnte, fand er ebenso komisch wie den Glauben an Geistermaterialisation und ähnliches. Er war zugleich toll und leicht gerührt, mit starker Phantasie, aber ohne Aberglauben. Stets auf sich selbst gerichtet, gewöhnt, die Pause und Waitsse seiner Seele zu notieren, wie man Börsenspekulationen notiert, machte er einen sehr wetterwendischen Eindruck und wurde als unzuverlässig und schwer ergründlich betrachtet. Die Unsicherheit, die er selbst fühlte, teilte er anderen mit.

Dies alles brachte es mit sich, daß er so allmählich ganz aus dem Spiele kam. Er war Buchhalter in einer Kolonialwarenfirma, und er erfüllte seine beiderseitigen Pflichten mit stummem Eifer, erntete manchmal Lob, sagte danke und kehrte zu seinem Post zurück. Aber er blieb da sitzen, wo er saß. Niemand dachte daran, ihn auf einen anderen Stuhl zu verlegen, weil er selbst nie daran dachte.

„Herr Lewis,“ sagte der Chef, „Sie sind unentbehrlich. Sie sind nicht zu ersetzen. Wirklich nicht!“

Als Jabian dies zum erstenmal hörte, erödete er bis zu den Haarwurzeln, und seine Dankbarkeit verbot ihm, eine Lohnerhöhung zu verlangen. Aber er bekam es wieder zu hören, viele Male, beinahe so oft, als Mikodemi, der Chef, bei einem besseren Frühstück gewesen war und Rauch aus seiner dicken Zigarre pustete, durch das Zimmer lugelte. Und da begriff er, wieviel dies Wohlwollen bedente, und daß er vermutlich recht entbehrlich sei.

Und dies schloß natürlich jeden Gedanken an eine Gehaltserhöhung aus.

Sie kam schließlich doch, und er konnte jetzt zurücklegen. Zu Mittag aß er in einem Restaurant, wo die Speisemarke eine Krone kostete, und Frühstück und Abendessen bereitete er sich auf seinem Spirituskocher. In den beiden kleinen Zimmern, die er von der Wohnung der Eltern behalten hatte, und von denen er weit hinaus zum Idiotenheim sah, hatte er seine wenigen Besitztümer vereinigt: ein paar schöne, alte Möbel, einige Bücher, kleine Andenken. Auf einem Wandbrett standen seine langen Pfeifen. Er rauchte sie abwechselnd.

So lebte er mit sich selbst, ohne Freunde, ohne Frauen. Die letzteren lösten ihm Furcht und Begierde ein, aber die Furcht war fast immer stärker als die Begierde. Er hörte ihr

Lachen auf der Straße, das leichte metallische Geriesel der Seide, und seine Knie schnürten sich zusammen, und er konnte nicht schlucken. Aber er ließ sie ziehen. Sie gehörten nicht zu derselben Klasse wie er und kamen immer zu anderen Resultaten, weil sie von anderen Voraussetzungen ausgingen. Zu keiner einzigen Sache dachte ein Mann und eine Frau gleich. Er erinnerte sich an das alte scholastische Disputationsbema: Ist die Frau ein Mensch oder nicht? Er hätte geantwortet, daß sie vielleicht mehr als ein Mensch und vielleicht auch weniger als ein Mensch sei.

Einmal hatte er eine Geschichte gehabt, die kaum eine zu nennen war, aber die doch auf jeden Fall eine gewisse Bedeutung hatte, weil es keine einzige war. Er hatte ein junges Mädchen geliebt, und sie hatte ihn wiedergeliebt, weil sie beide jung waren und keinen anderen zum Lieben bei der Hand hatten. Wenn sie abends beisammen saßen, sagte er bewegt:

„Leut Sir, wenn ich stirbe, Eva.“

Und er meinte über sich selbst.

„Ich weiß nicht, was ich dann täte,“ sagte Eva, und nach einem Jahre war sie mit einem Musikdirektor verlobt.

Sie wußte also, obgleich er noch am Leben war, nicht, was sie tat, und er hatte natürlich gar keinen Grund zu sterben. Er fuhr fort zu leben, und nach einiger Zeit freute er sich sogar über diesen Frauenverrat. Er wuchs dabei. Es gab ihm Glück, er bekam Kraft zu einer Bitterkeit und einer düsteren Betrachtung, die er sich gar nicht zugetraut hatte, und bewunderte sich selbst. Aber die Frauen führen fort zu lächeln und mit leuchtenden Augen zu blicken, und keine sah ihm an, was er wert war. Er bekam auch keine grauen Haare, und mit der Zeit wurde er sogar fortpulent.

Das Leben verfloß, und jetzt war er über vierzig Jahre. Manchmal machte er nachts auf und sagte zu sich selbst: „Wald ist alles aus.“ Was hatte er getan? Was war von ihm übrig, das er wieder vornehmen und sich ins Gedächtnis rufen konnte, wenn er sich einmal mit nichts anderem mehr beschäftigen konnte? Nicht. Und vor ihm lag dieselbe Wüste, die er mit eingebildeten Gefahren erfüllte, um sie überhaupt ausfüllen zu können. Er hatte nie gelebt.

Das Beste in ihm war schon aufgebraucht, und er hatte nie gelebt. Es ging schon so viel Geld für die nackte Existenz aus; um zu leben, mußte man reich sein, und er hatte einige Hundert auf der Bank. Daran lag es. Hier war der Strudel, der alle seine Gedanken an sich zog. Wenn er nur vierzehn Tage fühlen könnte, was es heißt zu leben! Mit Fleisch und Blut, mit jedem Nerv, mit jeder Faser seines Weisens. Aber dazu mußte er reisen. In Stockholm war er Jabian Lewis, Buchhalter bei Mikodemi u. Comp. Aber er wollte Mensch sein, nichts anderes. Nicht etwas, was gleichsam ein schmuckiges Kontorinterieur und den Geruch alter Papiere mitbrachte. Ein Name unter Millionen anderer Namen. Er wollte den Hals verlieren, fortgetragen, emporgelassen werden.

Da tauchte ein Wort auf: Paris! In diesen fünf Buchstaben konnte man untergehen. Er mußte hin. Wenn er tausend Kronen hatte, wollte er reisen. Er würde alles bis auf den letzten Pfennig ausgeben, und nur vierzehn Tage sollte es reichen. Jetzt hatte er zwei Jahre lang gespart, und zum Frühling wurde er fertig.

(Fortsetzung folgt.)



Der künstlerische Bucheinband. Der Buchbinder einband ist eine Einzelschöpfung. Der Verlegereinband ist eine Fabrikarbeit. Auf beiden Gebieten ist die Entwicklung für sich vorgeschritten. Und es ist noch nicht lange her, daß auch dem Menschen des Buches die Aufmerksamkeit des Künstlers zugewandt wurde. England und Frankreich gingen voran. Die Bücherliebhaberei hatte hier immer gebüht und viele künstlerische Kräfte konnten sich in seinen Dienst stellen. Das Kunsthandwerk sah daher auf diesem Gebiet auf Leistungen zurück, deren Reichthum und Vielfältigkeit eine gründliche Schulung gewährleisten. Seit einigen Jahren gibt es auch in Deutschland Bücherfreunde, die es sich etwas kosten lassen, wenn ihre Schätze ein Gewand bekommen sollen und die ein Gefühl dafür haben, daß hierin Kultur sich ausdrückt.

Neues und Altes scheidet sich auch hier, wie auf allen Gebieten des Kunstgewerbes. Das neunzehnte Jahrhundert brachte auch hier eine Aufeinanderfolge der Stile. Die gute Tradition zeigt sich in Frankreich noch in den Arbeiten der Empirezeit, des Wiederempeers, der Biederzeit. Danach aber begann die Unsicherheit und Verwirrung, die in allen Teilen des Kunstgewerbes die Nachahmung brachte. Auch die Buchbinder mußte diese Hebe mitmachen. Der einzige Vorteil war, daß das Handwerkliche geübt wurde. Zudem man sich umhau in den Lederarbeiten der früheren Zeiten, lernte man z. B. den Lederschnitt der Spätgotik und die Mosaikarbeit der Handvergoldung wieder, wie sie in Frankreich im 17. Jahrhundert geübt worden war. Dabei wurde auf die Exaktheit der Arbeit das größte Gewicht gelegt, mehr als auf die künstlerische Seite.

Von England ging auch der neue Stil im Bucheinband aus. Morris ist der Mann, an den die Entwicklung wieder anknüpft. Neben ihm vor allem Cobden-Sanderson, der sich ausschließlich diesem Spezialgebiet zuwandte und eigens eine Schule zu diesem Zweck gründete. Er ist 1840 geboren, studierte Literatur und Geschichte, wurde Notar, gab dann diesen Beruf auf, um Handarbeiter zu werden. Er lernte nun von Anfang an und beschränkte sich schließlich auf die Pflege des Bucheinbands, dem er seine ganze Sorgfalt zu teil werden läßt. Bei ihm ist alles Flächenarbeit, alles dekorativ, zum Unterschied von der französischen Art des Bucheinbindens, die mehr eine malerische Wirkung aufweist, wobei wir gerade die Strenge der Raumfüllung vermissen, die nach dekorativen Gesetzen vollzogen wird.

Meister Schulen wurden von ihm gegründet, die das Neue festigten und vor allem zu einer gründlichen Übung im Technischen erzogen. Neue Ideen wurden dadurch wieder angebahnt und eine fruchtbare Entwicklung setzte ein. Es folgte eine ganze Reihe von Lernenden und eine ganze Generation nahm diese Aufgaben mit Interesse auf. Dieses Interesse war so groß, daß binnen kurzem 333 Kunstbinder ihre Ausbildung erfuhren, wobei sich auch die weiblichen Kräfte zahlreich daran beteiligten. England ist das geeignete Land der Bücher; es konnte diesem Kontingent Aufgaben stellen.

Nächst England kommt Dänemark in Betracht. Ein kleines Land voll regen, geistigen Interesses. Das Buch ist hier geschätzt und der künstlerische Einband erfährt intensive Pflege. Es besteht eine Einheit zwischen Künstler und Buchbinder.

Und Deutschland? Am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Ausstellung die Leistungen aller Länder zeigte, war Deutschland nicht vertreten. Dabei hatte sich schon ein neuer Stil angebahnt, der Jugendstil. Aber die zappeligen Muster paßten nicht für die ruhige, dekorative Wirkung und durch die Fabrikanten wurden diese Muster sofort über Gebühr ausgeschlachtet. So ging nach der Meinung der Autoritäten auf der Pariser Weltausstellung das Urteil dahin: Die guten Arbeiten sind Kopien alter Meister; die neuen sind unselbständig! Damals brach eine Enttäuschung aus. Jetzt kann man es beruhigt zugeben.

Auch bei uns hat die Entwicklung damit eingeleitet, erst eine neue Schrift zu schaffen. Auch weibliche Kräfte haben sich dabei beteiligt. In Leipzig, Düsseldorf, Magdeburg, Eberfeld hat man dann die Ausbildung in die Hand genommen, die immer ein Doppelunterricht ist, der das Handwerkliche und das künstlerische berücksichtigt. Im ganzen kann man sagen, daß es zwei Arten gibt. Entweder läßt man die Fläche dominieren, so daß nur leichte Linien wie Schäume sie säumen und Schmuck sparsam verwendet erscheint. Oder man streut in schöner Ordnung eine Fülle von Ornamenten über die Fläche, die dadurch reizvoll belebt ist ohne überladen zu wirken; reich schlingen sich Linien ineinander und Sterne und Kreise und stilisierte Blumen füllen den Grund.

Der Buchbinder einband wird nun von einer Reihe von Anstalten mit Geschmack gepflegt. Paul Krestens Arbeiten sind da zu nennen, der kostbares Material und solide Technik zu vereinen weiß. Er zeigt künstlerische Ganzleiderbände in Handvergoldung und Ledermosaik in aparten Farben (violett, goldbraun, grau), deren Preis zwischen 10—200 Mk. schwankt; aber auch in einfachen Pergamentbänden, Halbfranzbänden, Halbkleinbänden und Pappbänden in selbst hergestellten Leberzuggpapieren belundet er Geschmack. Kunst und Technik ist in ihm eins; er ist Zeichner und Handwerker. Die Differenz zwischen dem künstlerischen und dem Handwerklichen, die sonst so leicht entsteht, hebt sich in ihm auf.

Er weiß sowohl dem Aufeinband wie dem Zugzuseinband gerecht zu werden. Bei dem ersteren sucht er die verschiedenen Stoffe und Materialien, das Format und die Anordnung und den Schnitt zweckmäßig zu verwenden, und mit einfachen Mitteln erreicht er eine sachliche, praktische Schönheit, wie seine Pappbände in selbst hergestellten Leberzuggpapieren beweisen, mit verdecktem Pergamentbeslag. Hier ist noch viel zu tun; der sinnreiche Erfinder und Gestalter sieht noch viel Möglichkeiten in der Verwendung von Papieren und Stoffen, in der uns das Ausland weit voraus ist.

Die Arbeiten in Handvergoldung und Ledermosaik sind vollgültige Zeugnisse, die auch dem Ausland zeigen können, daß das Gefühl für das Buch bei uns wieder erreicht ist und von seiten der maßgebenden Kräfte Pflege erfährt.

Paul Krestens steht der Kunstklasse der Berliner Buchbinder-Fachschule als Lehrer vor. Allenthalben erneuen sich jetzt die Fachschulen und wenn ein Fachmann, der zugleich künstlerischen Sinn besitzt, den Unterricht leitet, so ist es leicht möglich, daß sich hier etwas ausbildet, was als das sicherste Zeichen einer organischen Entwicklung und als Gewähr für die Zukunft angesehen werden kann: eine Tradition. Auch Sütterlin lehrt an dieser Schule; seine Entwürfe, Ganzleiderbände, zeigen strengere, architektonisch gefügte Muster, die auf der Fläche gesammelt stehen.

Der Tätigkeit des Künstlers ist hier noch ein weites Feld vorbehalten. Man wird der Tatsache, daß eine Reihe von Schülern der erwähnten Kunstklasse sich selbständig machen konnten, eine gewisse kulturelle Bedeutung beimessen können.

Sturz sei noch auf den Verlegereinband eingegangen, der schon oben gestreift wurde. Er wird in den letzten Jahren von einer Reihe von Verlagsanstalten mit gutem Geschmack gepflegt. Mancherlei Wege und Mittel sind neu gefunden worden. Das Falsch-Prunkende vermeidet man und legt Wert auf das Praktisch-Schöne, Vorteilhafte. An erster Stelle steht hier neuerdings das Berliner Kunstgewerbe-Museum, das im vorigen Jahr eine Ausstellung von Druck- und Kleisterpapieren, Modellen und anderen Papieren zeigte, alte und moderne Muster, Fabrik- und Handvergoldungen vorführte, wobei auch die Technik erläutert wurde; in dieser Gegenüberstellung wurde manch gute Lehre gegeben. Eine ganze Reihe von Schülern pflegt seitdem diese Techniken, Sonderzweige des Papierdrucks, die für den Einband ganz neue Anregungen widergeben, in denen Handwerkliches und Kunst vorbildlich vereint waren.

Primitives Kunstgewerbe. In unserer Zeit verwischen sich die Grenzen zwischen Kunstgewerbe und Völkerkunde. Wir spüren auch in der primitiven Kunstübung eines Volkes, die sich nur auf die notwendigen Dinge des Lebens erstreckt, das künstlerische. Erst neuerdings brachte eine deutsche Expedition solche Proben von entlegenen Inseln mit, die nun dem Berliner Museum für Völkerkunde einverleibt sind.

Besondere Beachtung zieht das Hauptstück auf sich. Es ist dies ein sogenanntes Bai von den Belau-Inseln des Karolinen-Archipels. Jedem Männerbund, deren es mehrere im Dorf gibt — sozusagen eine Arbeits- und Erwerbsgenossenschaft — gehört ein Bai, d. h. ein Versammlungshaus. Das Bai ist 10 Meter lang, ist mit geschnittenen Balken und reich geschmückten Giebelstücken, deren Darstellungen auf alle Sagen und Märchen Bezug nehmen, versehen und in zwei Monaten vollendet worden.

Das Haus steht auf feinem Unterbau, und der Bodenbelag zeigt flache Bohlen. Das Dach ist geschicht aus langen, übereinander verflochtenen Blättern verfertigt. Der größte Teil ist unbedeckt, um das Schmückwerk im Innern sichtbar werden zu lassen. Der Zusammenhalt ist nur durch Verzäpfung hergestellt; Nägel und Bindungen kommen nicht zur Anwendung.

Auffallend ist der Schmuck in Schnitzwerk und Bemalung. Ein Schmuck, der immer in flächigen, dekorativen bleibt, und in Form und Farbe, trotzdem dieser Schmuck inhaltlich erzählbar ist, immer das Architektonische wahrt. Figuren verbinden sich zu einem Kettenmotiv; die Körperform ist geschickt herausgeschnitten und in Stellung und Bewegung trefflicher das Charakteristische herausgearbeitet. Alles, was den Lebenskreis des Insulaners bildet, Schiff, Fisch, Feste, ist in den Streifen der Darstellung einbezogen und hält sich zugleich auf einem Niveau, das der Architektur sich unaufdringlich einfügt, schmückt, ohne sich vorzudrängen. Die Einheit des Stils ist so unbefangenen festgehalten, daß trotz des ununterbrochenen Wechsels der Motive solch Fries nie den Eindruck formaler Monotonie macht. In dem hellen Holz stehen die Farben sehr gut, grau, schwarz, hellrot, gelb und weiß, für das Auge sehr angenehm, festlich und doch diskret.

Nicht nur das Figürliche beherrschen diese Insulaner, auch das geometrische Motiv verwenden sie geschickt. Die langgezogenen Vierecke sind aus interessanter Fries angeordnet und machen in der gelbweißen Färbung, den eingefügten hellen Punkten, die die Flächen füllen, einen ganz modernen Eindruck. Das Primitive in der Ornamentik ist gerade soweit deutlich, um das Kraft- und Charaktervolle herauszutreten zu lassen.

Die Fassade schmücken als Köpfe geschnitzte und bemalte Stützpfosten mit markantem Ausdruck (wie Masken). Imposant hebt sich der Giebel, der farblich auch dem Grünen der Umgebung sich einfügt, heraus. Er verjüngt sich von unten nach oben, neigt sich mit der Spitze nach vorn, und jeder der sieben vorgelegten Planken trägt ornamentalen Schmuck der geschnitzten Art.

Aus den Darstellungen auf Giebel und Balken lassen sich die Sagen und Märchen der Insulaner herauslesen, da sie den Inhalt geschlossen folgen lassen; sie enthalten manches Bemerkenswerte aus dem sozialen Leben der Stämme; eine Reihe solcher Märchen und Geschichten wurden zusammengestellt.

Außer diesem Hause kommen noch zahlreiche Gegenstände des alltäglichen Lebens in Betracht. Und was wir von diesen Dingen lernen können, das ist die Sachlichkeit und Schönheit der Arbeit. Gerade diese Gebrauchsgegenstände sind oft vorzüglich gearbeitet, während die Götterstatuen einen wilder, barocken Eindruck machen.

Blatte Holzsteller zeigen eine feste gefällige Form. Tassen sind geschickt und dekorativ aus Blattwerk geflochten. Sehr schön in der Farbe ist auch das Kostüm, vornehmlich das der Männer, mit schwarzem Umschlagetuch und orangefarbener Mütze. Manche Geräte, zum Essen erforderlich, wie Schüsseln aus Holz mit Perlmuttereinlage, schmale Mülsen in schlanter Form, dann das sogenannte „Mlong“, das monumentale Gefäß zur Bereitung der Braufruchtlöcher bei allgemeinen Festlichkeiten, das auf einem feinfarbigem Gestell ruht.

Feines Flechtwerk zeigen die Frauengürtel. Schnüre von jener dunklen Orangefärbung, wie sie bei den Wilden so beliebt ist und immer wiederkehrt, jene matte, stumpfe Nuance, die so fein auf dem dunklen Fleisch steht. Unter den sonstigen Schmuckgegenständen fallen die schönen Muschelschalen auf. Muschelschalen in gleichmäßiger brauner Farbe, während nur zuweilen ein runder blauer Stein die Ketten trennt und die Fügung betont.

Bemerkenswert sind die Buschmannmalereien, die die Wohnhöhlen der Buschmänner an den Wänden schmücken. Tier- und Menschendarstellungen von eigentümlich flüchtiger und primitiver, aber feinfarbiger Erscheinung. Diesen Malereien fügen sich die vertieften Zeichnungen in Stein an, die mit einem frei in der Hand gehaltenen Stein aus der Fläche flach herausgeschlagen werden. Das Rhinoceros, eine Antilope, einen Elefanten, zwei Strauße findet man hier geschickt dargestellt.

Tanzfiguren von eigentümlich phantastischer Erscheinung; gelbe Federröcke, blauer Stirnschmuck, Halsketten. Blickt man in die Hütten hinein, die farblich im Grünen liegen, so sieht man ein eigenartiges, phantastisches Milieu, das aber doch ruhig und einfach wirkt, ein Milieu, das an das eigenartige, schöne Meisebuch Gauguins erinnert, des französischen Malers, der bei den Südseeinsulanern einige Jahre zubrachte und für die Schlichtheit und Eigenart der Bewohner herabde Worte fand, so daß wir auf den Gedanken kommen, daß solche Gebilde nicht nur ethnologisch und bürokratisch auszuheuten sind, sondern auch künstlerisch und künstlerisch wertvolle Anregungen geben könnten.

e. s.

Nachdruck des Inhalts verboten!